

Florette,

oder:

Die erste Liebe Heinrichs IV.

1.

Der junge Fürst von Bearn.

Zu Nerac, einem artigen Städtchen in Gascogne, war großes Fest, das heißt, es war alle Tage Fest, weil der König von Frankreich, Karl IX., mit seinem ganzen, glänzenden Hofstaate dahin zum Besuch des Hofes von Navarra gekommen war. Es steht davon noch heut' in der alten Chronik von Nerac geschrieben, und zwar unter der Jahreszahl 1566.

Der Besuch hatte gute Gründe. Denn der König von Frankreich brachte der Königin von Navarra ihren jungen Sohn Heinrich, der bisher am Hofe zu Paris erzogen war. Die Königin wollte ihn nun bei sich haben. Man kann also denken, welche Freude es da gab, als die Mutter ihr Kind wieder an ihre Brust drückte. Die Königin, wie man weiß, hieß Johanna, und war nicht nur eine zärtliche Mutter, sondern eine wahre Heldenmutter. Es ist aller Welt bekannt, wie sie sich betragen, als sie ihren Liebling Heinrich zur Welt brachte. Ihr Vater, Heinrich von Albret, König von Navarra, damals zu ihr ans Bett getreten, in

der Hand eine goldene Schachtel tragend und eine lange goldene Kette darin, hatte gesagt: „Sieh, Töchterlein, singst du mir bei deiner Niederkunft ein recht artiges Gascognerlied, so bekommst du dies und was darin ist.“ Und sie sang, wie das Kind erschien. Da legte er ihr auf der Stelle die goldene Kette um den Hals und gab ihr die goldene Schachtel. „Aber,“ sagte er, und nahm den Neugeborenen in seinen Arm, „dafür behalte ich den hier.“ — Die Mutter hingegen ließ ihn sich nicht nehmen.

Nun war Heinrich groß geworden, zwar erst fünfzehn Jahr alt, aber man konnte auch glauben achtzehn, so schlank war er aufgeschossen. Zwar wehte kaum ein Flaum des Bartes um sein Kinn, und sein Gesichtchen war wie Milch und Blut; aber er hatte Herz, wie ein alter Degen, und Hände, hart und kräftig vom Schwert und allerlei rauher Arbeit, die er sich machte. Zwar ein flüchtiger Wildfang war er, ein rechter Springinsfeld; konnte reiten, jagen, fechten, tanzen, und kletterte an Bergen und Felsen, wie ein Gemse, umher. Sein Lehrer und Hofmeister, der weise Lagaucherie, hatte oft große Noth mit ihm. Aber dabei war der junge Fürst so liebenswürdig, so geistvoll, so gutmüthig — man konnte nicht anders, man mußte ihm gut sein. Und erinnerte man ihn nur, wenn er es ein wenig zu bunt trieb, an Pflicht und Ehre, konnte man ihn mit den zwei Worten zahm machen, wie ein Lamm. Das will von einem jungen Herrn, der ein Königreich zu erben hat, viel sagen. Denn heutiges Tages bringt man mit den Wörtern Pflicht und Ehre kaum ein verwöhntes Kaufmannssohnchen in Ordnung.

Die Leute in Nerac sahen daher auch lieber auf den wilden, schönen, frommen Heinrich, als auf allen Pomp der Majestät des Königs von Frankreich. Was ist auch an Pferden, Kutschen und goldgestickten Vor- und Nachreitern, Leibwachten, Heibufen, Lakaien und anderm Troß zu sehen? Da mögen Sattler, Schneider,

Wagner, Bortenmacher und dergleichen Leute hingaffen, die etwas für ihr Handwerk lernen wollen. Ehrenleute schaueten am liebsten auf den hin, der die meiste Ehre verdient; nicht auf den, dem die meisten Ehren erzeigt werden. Daher sahen die Ehrenleute zu Nerac auch lieber den hoffnungsvollen Fürsten von Bearn, nämlich den jungen Heinrich, als den König an. Dieser ging immer sehr ernsthaft und majestätisch, und dankte kaum, wenn man ihn grüßte; aber Heinrich lächelte freundlich links und rechts, und grüßte gern wieder. Und in seinem Lächeln lag ungemein viel Anmuth. Wenigstens bezeugten es alle jungen Frauen und Mädchen zu Nerac einmüthig und mit Kennermienen. In solchen Dingen sind Frauenzimmer unstreitig die zuverlässigsten Kunst-richterinnen, oder vielmehr Naturrichterinnen.

Zwar im Gefolge des Königs waren noch mehrere junge Herren, schöne, geistreiche, tapfere Herren; zum Beispiel der junge Herzog von Guise, drei Jahre älter, als der Fürst von Bearn. Allein dennoch blickte man nur auf diesen freundlich hin, weil er immer freundlich hersah. Der junge Herzog aber wußte das wohl; es verdroß ihn oft, und er hatte vermuthlich deswegen den Königssohn von Navarra nicht gern. Beide waren mit einander aufgewachsen, Spiel- und Jugendgefährten; sie vertrugen sich jedoch selten mit einander. Der König von Frankreich hatte beständig zwischen beiden jungen Leuten etwas zu richten und zu schlichten. Darum war es gut, daß sie aus einander kamen und Heinrich bei seiner Mutter bleiben mußte. Inzwischen hätte es auch beinahe noch vor dem Abschied in Nerac wieder Händel gegeben.

Das Armbrustschießen.

Unter andern Festen ward auch Armbrustschießen gehalten. Der König selbst war ein guter Schütze. Leider war er es. Man weiß ja, wie er, sechs Jahre nach dem Feste zu Nerac, bei der Bluthochzeit in Paris, auf seine eigenen hugenottischen Unterthanen schoss. Zu Nerac trieb er die Kunst doch etwas unschuldiger. Denn eine Pomeranze, in abgemessener Ferne aufgesteckt, war das Ziel.

Wenn ein König oder Fürst sich etwas darauf zu Gute thut, in irgend einer Kunst der Beste zu sein, untersteht man sich nicht, leicht, es besser, denn er, zu verstehen. So ging es auch hier. Kein Höfling wagte, die goldene Frucht mit dem Pfeil zu treffen, um dem König nicht die Ehre oder vielmehr den Wahn zu rauben, daß er der beste Schütz unter der Sonne sei. So werden die armen großen Herren zuletzt immer betrogen, und man lacht dann heimlich hinter ihrem Rücken. Der Herzog von Guise war auch ein vortrefflicher Schütze, aber dabei ein vortrefflicher Hofmann. Natürlich flog sein Bolzen weit von der schönen Pomeranze seitwärts. Es standen viele Zuschauer und Zuschauerinnen vom Schlosse, wie aus der Stadt, da, um dem Spiele zuzusehen; alle zierlich gepuht. Die guten Leute glaubten in vollem Ernst, der König sei Meister im Armbrustschießen, denn er hatte die Pomeranze beinahe mit dem Pfeil gestreift. Allein sie verstanden die höfische Schützenkunst noch nicht.

Nun hieß es: „Der Fürst von Bearn vor!“ Also kam der junge Heinrich mit der Armbrust, legte an, zielte und spaltete den goldenen Apfel mit seinem Pfeil beim ersten Schuß entzwei. Die Zuschauer murmelten Beifall unter einander; die hübschen Zuschauerinnen flüsterten sich lächelnd einander ins Ohr, ich weiß

eben nicht, was? Aber dem König war das gar nicht recht. Er sah trocken aus und beinahe finster.

Nach der Regel des Spiels wollte nun Heinrich wieder anfangen und zuerst nach der frisch aufgesteckten Pomeranze schießen. Hingegen der König dachte: ich bin doch König! wollte sich die Ehre des ersten Schusses nicht nehmen lassen, und sagte: „Es gehe der angenommenen Reihe nach.“ Heinrich rief: „Allerdings! Es geht der Regel nach!“ Könige aber, zumal wenn sie ein wenig böse werden, pflegen sich in der Regel wenig an die Regel zu halten. Da sich Heinrich trotz dem auf den Platz stellte und zielen wollte, stieß ihn der König sehr unartig zurück. Man muß ihm das nicht gar übel deuten, denn er war jung und ungefähr so alt wie der Fürst von Bearn. Heinrich aber, von Natur ein Hitzkopf, sprang auf den empfangenen Stoß ein paar Schritte zurück, spannte die Sehne seines Bogens, legte einen Bolzen darauf und gegen den König an.

Die Majestät erschrak, lief geschwind zurück, und versteckte sich hinter den dicksten seiner Höflinge. Der dicke Mann, der in der Einbildung schon den Bolzen in seinem Bauch fühlen mochte, schrie Mordio! und legte die Hände, so breit er konnte vor den Magen. Heinrich, wiewohl er etwas aufgebracht war, konnte sich beim Anblick des dicken Mannes, der wie ein zitternder Wall vor dem Könige stand, des Lachens nicht enthalten, und lachte ausgelassen. Die Mädchen von Nerac, wie sie den jungen Fürsten so unmäßig lachen sahen, fingen auch an zu fichern, die Frauen bald desgleichen. Das Lachen, wie das Weinen, ist bei den Frauenzimmern wahrhaft ansteckend. Und wie Eva weiland den Adam zur Nascherei verführt hatte, verführten sie hier die Männer zum Lachen. Alles lachte; nur die Höflinge wußten nicht, welches Gesicht sie eigentlich in dieser Angelegenheit zu machen hätten. Dem Könige aber war es gar nicht ums Lachen zu thun, so wenig als seinem

dicken Vornann. „Bringt den Fürsten von Bearn auf die Seite!“ schrie er.

Zum Glück war der weise Lagaucherie, Heinrichs Lehrer, zugegen. Der nahm seinen Jögling sogleich beim Arm und führte ihn mit sich fort ins Schloß. Man hörte Heinrich noch lange in der Ferne lachen.

Der kleine Zwist ward zwischen Karl und Heinrich beigelegt, wie sich von selbst versteht. Um so etwas wird nicht sogleich Krieg geführt. Heinrich war ein unbesonnener junger Fant; er mußte Abbitte thun, und dabei blieb es.

3.

Die Rose am Pfeil.

Folgenden Tages war wieder Armbrustschießen nach Pomeranzen. Alle Schützen kamen, alle Mädchen kamen, alle Weiblein kamen, auch die Männer. — Der Zuschauer waren nun mehr, als je. Denn man hoffte, es gäbe alle Tage etwas zum Lachen. Wer aber nicht kam, das war der König. Er blieb unter einem Vorwand zu Hause, vermuthlich hatte er große Staatsgeschäfte.

Diesmal trafen alle Schützen besser, als gestern; die Leute von Nerac konnten gar nicht begreifen, wie die Höslinge insgesammt über Nacht so geschickt geworden wären. Bald waren sämtliche Pomeranzen abgeschossen. Man stellte das Ziel entfernter. Auch da blieb dasselbe Glück. Besonders zeigte sich der Herzog von Guise als Meister. Er zielte auf die letzte Pomeranze und spaltete sie.

Das war nun verdrießlich für Heinrich, weil keine Pomeranze mehr vorrätzig lag. Und er hätte doch gar zu gern mit seinem jungen Nebenbuhler noch eins um die Wette geschossen. Er sah sich links und rechts um, was man etwa zur Scheibe machen könnte.

Und er erblickte unter den Zuschauern ein junges Mädchen, ungefähr so alt oder so jung, wie er selbst, ein bildschönes Kind von fünfzehn Jahren. Es stand da in einfacher Tracht, das zarte Gesichtchen halb vom Hute verschattet, reizend wie die Liebe, harmlos wie die Unschuld.

Hastig sprang Heinrich gegen die kleine Venus von Nerac. Er wollte sie freilich nicht zur Scheibe für seinen Pfeil machen, aber doch die Rose, welche sie auf der Brust trug. Es war eine Rose, wie das Mädchen selbst, in anmuthiger Fülle noch halb geschlossen, zart gewölbt mit blassen Blättern um den hochrothen tiefern Mittelpunkt. Heinrich bat um die Blume und streckte die Hand dem jugendlichen Busen entgegen, den sie schmückte. Die kleine Venus erröthete und gab ihm lächelnd ihr Ebenbild. Er lief damit zum Ziele, steckte die Rose auf, dann zurück zum Schützenplatz.

„Nun, Herr Herzog, Ihr seid Sieger. Dort ist ein neues Ziel. Euch gehört der erste Schuß!“ So rief Heinrich athemlos, und sog Blut aus seinem verwundeten Finger, denn er hatte sich an einem Dorn der Rose gestochen. Der Finger schmerzte ihn aber nicht halb so sehr, als — er wußte selbst nicht recht, was und warum? Dabei sah er wieder seitwärts nach dem niedlichen Ebenbild der Rose, von wannen der milde Schmerz herkam.

Guise legte an, zielte — der Pfeil flog ab und — fehlte. So trat Heinrich hin, spannte den Bogen, und zielte, und schielte über den Arm noch einmal seitwärts hin, von wannen der Schmerz kam, und dann wieder auf die Rose, und drückte ab. Der Pfeil durchbohrte das Herz der Blume.

„Ihr habt gesiegt!“ rief Guise. Aber der junge Fürst von Bearn wollte sich genau überzeugen, und lief zum Ziel. Er zog vom Brett den Pfeil. Die durchstochene Rose saß daran fest, wie um einen Stiel. Er flog damit zu dem artigen Mädchen, ihm die geraubte Blume zurückzugeben. Mit einer leichten Verbeu-

gung bot er die Rose der Schönen dar und den siegreichen Pfeil zugleich.

„Euer Geschenk gab mir Glück!“ sagte er.

„Euer Glück war aber das Unglück der armen Rose!“ erwiderte die Kleine, indem sie mit ihren zarten Fingern die Blume vom Pfeil zu befreien suchte.

„Billig lasse ich Euch dafür den strafbaren Pfeil!“

„Seiner bedarf ich nicht!“ erwiderte das Mädchen.

„Ich glaub’ es gern; Ihr verwundet mit schärfern Pfeilen!“ entgegnete Heinrich, und sah die schöne Unschuld an, die beschämt vor ihm stand, und wie sie zu ihm aufsaß, verstummte und erröthete. Und er erröthete, wie sie, und hielt die Hand unwillkürlich vor seine Brust, als wollte er diese vor einem Unglück bewahren. Er konnte keine Silbe mehr stammeln, verbeugte sich und ging zu den Schützen zurück.

Das Spiel war aus. Die Schützen zogen in das Schloß zurück, das an der dunkelgrün dahinschleichenden Bärze in der Ebene lag; die Zuschauer gingen aus einander. Das junge Mädchen mit der durchbohrten Rose am Pfeile begab sich, begleitet von den Gespielinnen, auch hinweg. Die Gespielinnen plauderten gar viel und beneideten die Kleine um den Pfeil. Die Kleine aber war ganz stumm, und betrachtete nur die durchbohrte Blume; und sie sah dabei aus, als wäre ihr eigenes Herz durchbohrt.

Wie die Schützen auf der Treppe des Schlosses standen, sah Heinrich noch einmal nach den Zuschauern, die aus einander schwärmten. Und unter den Zuschauern suchte er eine Person. Aber sie war nicht mehr zu entdecken.

„Wer ist auch das kleine, artige Mädchen, dem ich die Rose abgenommen?“ sagte er zu einem Edelmann seiner Mutter, der Königin Johanna.

„Es ist die Tochter des Schloßgärtners,“ antwortete der Edel-

mann, „und macht dem Beruf ihres Vaters wie sich selbst mit ihrem Namen Ehre.“

„Wie heißt sie denn?“

„Jetzt nennt man sie Florette, und ist sie älter, Flora.“

„Florette!“ sagte Heinrich, und wußte selbst nicht, was er sagte. Er sah sich noch einmal um, und wußte doch, es war nichts zu sehen.

4.

Der Born de la Garenne.

Heinrich hatte wohl in seinem Leben oft das Wort Liebe gehört, und wie hätte er es, ohne taub zu sein, am Hofe zu Paris nicht hören sollen? Er verstand es aber eben so wenig, als er Arabisch oder Chaldäisch verstand, von dem er ebenfalls vernommen hatte, daß es in der Welt vorhanden sein solle. Indessen lernte er das Lieben leichter, als das Arabische, und ward in spätern Jahren darin erfahrener, als es seinem Ruhme zuträglich war. Man weiß, seine Gefechte und Siege, die ihm nachmals die Krone von Frankreich verschafften, waren nicht so schwer zu zählen, als seine Liebschaften und deren Früchte. Man singt ja noch heut' von der schönen Gabriele d'Estrees, von der reizenden Henriette von Balzac d'Entragues, von Jacquelines de Beuil, von der Charlotte des Essarts und andern, die in Heinrichs des Großen dornenreiches Leben Rosen flochten. Und doch war von allen, die er je geliebt, keine, wie Florette von Nerac; — keine schöner? nein, das möchte ich nicht sagen und nicht Dichtern und andern Frauen zu Leide thun, denn Jeder hat in diesem Glaubensartikel Gewissensfreiheit; nein, keine war liebenswürdiger, wenn es den Grad der Liebenswürdigkeit erhöht, daß man durch treue Gegenliebe des Geliebtwerdens würdiger ist.

Das war Florette. Mit der durchbohrten Rose war ihr Herz durchbohrt, und wie ihr Heinrich den Pfeil gab, warf ihr brennender Blick aus den dunkeln, schönen Augen voll süßer Rache einen andern Pfeil in seine unverwahrte Brust.

Nun begann bei diesen Kindern das Unglück, und keines wußte, was ihm geschehen war. Florette konnte den ganzen Tag nicht aus den Träumen von dem Augenblick erwachen, da er vor ihr stand mit dem Pfeil, und die ganze Nacht konnte sie nicht einschlafen. Und Heinrich lief, sobald er sich im Schlosse frei machen konnte, im Schloßgarten herum, und betrachtete alle Blumen mit größter Liebe und Aufmerksamkeit, um schon aus ihrer Schönheit zu erkennen, ob Florette sie gepflanzt oder auch nur begossen habe. Man hätte wetten sollen, er wolle Kräuterkenner werden, wenn man ihn so sinnig vor den Blumenbeeten mit untereinandergeschlagenen Armen stehen sah. Er wäre aber am liebsten ein Gärtner an Florettens Seite geworden. Und wenn er langsam, mit gesenktem Haupte, die Blicke zum Boden, in Gedanken verloren, durch die breiten Wege zwischen den Beeten hinwandelte, hätte man wieder wetten mögen, er wolle ein Philosoph werden und suche schon nach dem Stein der Weisen. Er aber suchte im Sand der Gartengänge nach den kleinen Fußstapfen des artigen Kindes.

Es durchschauerte ihn, als er am Ende des weiten Schloßgartens, nahe beim Born de la Garenne, Fußstapfen erkannte, die ihr angehören mußten. Er hatte zwar Florettens Füßchen kaum recht gesehen, viel weniger gemessen: aber Heinrich hatte das sicherste Augenmaß und die feinste Berechnungsgabe; das hat er in spätern Jahren auf manchem Schlachtfelde bewiesen. Und wie er der Spurnachging, kam er durch Gebüsch zu einem Steg über den stillen Bach der Baïze. Jenseits des Wassers stand ein kleines weißes niedliches Haus. Jetzt hätte er gern fragen mögen, wem das kleine Haus angehöre, oder wer darin wohne? Es war aber Niemand

da, als sein Pfeil in der Rose, welcher am Fenster stand, in einem Zimmer des Häuschens. Da erschrak er, als wäre ein Ungeheuer am Fenster, und drehte sich schnell um, und lief in den Garten zurück, und hatte Herzklopfen, und es verfolgte ihn doch Niemand.

Abends ging er wieder in den Garten. Halbdunkel war es schon, aber er hatte scharfen Blick. Und er sah am Garenneborn ein Mädchen in der Ferne, nicht größer, nicht kleiner, als Florette. Es hob einen Eimer mit Wasser empor, schwang ihn sich aufs Haupt und trug ihn durch das Gebüsch und über den Steg der Baize zum kleinen Hause.

Nun gaufelte ihm den ganzen Abend das Bild vor den Augen. Es war im Schlosse ein kleiner Ball veranstaltet; die Fürstinnen, die Edelfräulein, die Herren alle tanzten. Aber kein Fräulein tanzte so schön, als vor Heinrichs Einbildungskraft das Gärtnermädchen mit dem Eimer auf dem Kopfe durch das Gebüsch um die Felswand. Und wenn er selbst mittanzte, sah er sich weniger nach seiner Tänzerin, als immer nach der Thür um, wo die Zuschauer standen. Er sah sich aber ganz vergebens um.

5.

Der Gärtner.

Andern Tages war Heinrich schon früh im Schloßgarten. Da wanderte er mit dem Grabscheit auf der Schulter zum Garennebrunnen. Denn rings um den schönen Brunnen war es auch gar zu verwildert und vernachlässigt; vermuthlich, weil Niemand dahin kam, als wer Wasser holen wollte. Der Brunnen war zu abgelegen, und nur für des Gärtners Haus am nächsten. Das mochte dem jungen Fürsten von Bearn vermuthlich am besten gefallen.

Er grub, und grub rings einen weiten Kreis im grünen Rasen

um den Brunnen, und grub den ganzen Morgen. Der Schweiß träufelte ihm von der Stirn. Und wenn er müde und durstig ward, ging er zum Brunnen, der immer silberklar sprang, und trank. Wenn seine Lippen vom kühlen Naß beneßt wurden, dünkte ihn kein Wein so lieblich. Ohne Zweifel mochte wohl auch Florette zuweilen aus dem Quell getrunken haben. Von der Arbeit begab er sich in das Schloß. Da saß er nun traurig in seinem graugrünen Zimmerchen, mit den schmalen spitzgewölbten Fenstern.

Wäre er nur noch ein Viertelstündchen länger geblieben, so hätte er einen Zuschauer gehabt; denn Florette kam zum Brunnen. Und als sie den weiten umgegrabenen Kreis im Rasen erblickte, und die Anlagen zu neuen Blumenbeeten, dachte sie: der Vater muß schon früh auf gewesen sein; oder, ließ er es auch durch die Knechte thun?

Wie sie nun heim kam, und den alten Lukas fragte, that er sehr verwundert und wußte von Allem nichts. Er begab sich zum Brunnen der Garenne, und sah die Arbeit und sprach erzürnt: „Das haben meine Bursche ohne mein Geheiß gethan.“ Und er ließ die Gärtnerbursche rufen und schalt sie. Aber da wollte es Keiner gethan haben. Das ging dem Lukas durch den Kopf, und er begriff nicht, wer es wage, ihm im Schloßgarten in sein Amt zu pfuschen. Also beschloß er, sich auf die Lauer zu stellen. Er lauerte richtig den ganzen Tag, und richtig erlauerte er nichts.

Denn die königliche Familie war auf ein benachbartes Schloß gereiset, und kam erst spät Abends zurück. Der junge Fürst wäre gern daheim geblieben. Folgendes Morgens war wieder ein anderes Fest, und der junge Fürst durfte dabei nicht fehlen. Darum benutzte er die frühesten Stunden nach Sonnenaufgang zur Gärtnerei; da grub er und rechte die neuen Beete eben, nahm Blumenstöcke, wo sie im Garten zu dicht standen, und pflanzte sie um den Garennequell. Es sah ihn Niemand, und, was noch betrübter war,

er sah auch Niemand, am wenigsten, die er gern gesehen hätte. Also ging er auf dem nächsten Umwege zum Schloß. Der allernächste Umweg aber zog in weiten Bogen um das Schloß herum, an einem gewissen kleinen zierlichen Hause vorüber. Da schielte er nach einem Fenster, um einen gewissen Pfeil zu sehen. O, wie fuhr es ihm entsetzlich durchs Herz; denn am Fenster stand ein gewisses Mädchen, und das Fenster war offen, und der ganze Himmel war offen.

Florette stand am offenen Fenster und band die langen Flechten ihres schwarzen schönen Haares um das Haupt. Ihre junge Brust war unverdeckt, ihr weißes Haupt glänzte wie Schnee unter dem finstern Gelocke ihrer Seidenhaare. Vor ihr am Fenster lagen Blumen, denen sie vermuthlich schon ein Plätzchen im Haar, oder auf dem Hut, oder am Busen zugebracht hatte. Heinrich grüßte freundlich zum Fenster hinein, Florette freundlich heraus. Heinrich stieg auf ein Bänkchen, so war er beinahe so groß, wie Florette, vor der er dicht am Fenster stand.

Eine Röthe flog über das unschuldige Engelsgezicht und über den hellen Marmorhals. Er fragte: „Muß ich dir helfen zum Putz?“ Sie fragte: „Seid Ihr schon so früh, junger Herr?“ Er meinte, es sei gar nicht früh; und sie meinte, sie habe keine Hilfe vonnöthen. Er meinte, überhaupt brauche sie keinen andern Schmuck, als sich selbst, um schön zu sein; und sie meinte, er wäre ein Spötter, was ihm gar nicht artig stände. Er behauptete, in seinem Leben hätte er nicht wahrer gesprochen, denn jetzt; seit sie ihm die Rose gegeben, hätte er sie nicht vergessen können. Sie behauptete: um so wohlfeilen Preis wäre es doch leicht, sich bei ihm unvergeßlich zu machen. Er bereute, daß er die Rose zurückgegeben habe; lieber würde er sie ihr zum Andenken behalten haben; — und sie bereute, daß sie eben nur schlechte Blumen genommen, die da vor ihr lägen; doch gäbe sie ihm alle gern, wenn

ihm das ein Vergnügen sein könnte. Er betheuerte, indem er einige Blumen vor die Brust steckte, die schlechtesten Blumen hätten erst Werth durch die Geberin. Und sie betheuerte, sie fände selbst, die Blumen wären wirklich recht schön, nun er sie vorgesteckt habe.

So meinten und glaubten, bereuten und betheuerten die beiden Leuten noch Vieles, als der alte Lukas in einem Nebenzimmer Floretten rief. Da beugte sich süßlächelnd das Mädchen gegen den jungen Fürsten und verschwand. Heinrich ging davon zum Schloß. Aber er fühlte den Boden nicht. Und wie er in das Schloß kam, hatte man ihn schon gesucht, das war ihm sehr gleichgültig.

6.

Die Belauschung.

Als Mittags der alte Lukas aus dem Schloßgarten zum Essen kam, sprach er: „Wer mir auch den Pöffen spielt? Da hat der unberufene Gärtner wieder gearbeitet, die Beete wohl getheilt, wohl geebnet und angefangen, mit Blumen einige zu besetzen. Schon früh, wie ich hinaus kam, war die Arbeit verrichtet und der Gärtner unsichtbar. Ich habe den ganzen Morgen gelauert, und abermals nichts erlauert. Mit dem Dinge ist es nicht richtig. Der arbeitet wahrscheinlich Nachts im Sternenschein.“

Als Abends Florette mit dem Gimer zum Garenne-Brunnen ging, fiel ihr erst bei, daß wohl gar der junge Fürst der Gärtner sein möge. Denn es war ungefähr von der Gegend her, daß des Morgens derselbe daher vom Garten zu ihr ans Fenster gekommen war.

Als der Hof nach Sonnenuntergang vom Fest heimkehrte, hatte Heinrich nichts Angelegeneres, als den ganzen Schloßgarten zu durchirren. Er kam zum Garenne-Brunnen; da fand er Floretten

Hut liegen. Er nahm ihn; er drückte ihn an seine Brust; er küßte ihn. Er pflückte im Dunkeln die schönsten Blumen, wo er sie fand, holte vom Schlosse ein schönes himmelblaues Band, und schlang die Blumen zu einer Art Kranz um den Hut. Dann schlich er zum Hause des Gärtners. Da waren die Fenster geschlossen. Alles schlief. Er hing den Hut ans Fenster.

Folgenden Morgens war Florette, wider alle Uebung des Hauses und wider eigene Gewohnheit, früher aufgestanden, als die Sonne. Denn sie hatte sich fest vorgenommen, ihrem alten Vater eine Freude zu machen, und den nächtlichen Gärtner zu entdecken und zu verrathen. Nebenbei war sie doch auch selbst ein wenig neugierig, wiewohl das eben die jungen Mädchen gar nicht zu sein pflegen. Auch war es vielleicht noch ein anderer Gedanke, welchen sie aber Niemandem sagte, und den man daher auch nicht weiß.

Wie sie sich in stillster Stille angekleidet hatte und das Fenster öffnete, sah sie den Hut mit dem himmelblauen Bande, und darum herum den großen Blumenwald. Nun erinnerte sie sich, den Hut vorigen Abend bei der Garennequelle liegen gelassen zu haben. Sie lächelte erst die Blumen an und das Band, dann machte sie ein finsternes Gesicht.

„Ach!“ seufzte sie: „Nun ist er doch früher auf gewesen, als ich. Er war also schon hier.“

Wen sie eigentlich mit dem Er meinte, sagte sie nicht. Sie sah die Blumen noch einmal an, lösete sie ab, stellte sie in ein Geschirr voll frischen Wassers, wickelte das himmelblaue Band zusammen und that es zu ihrem übrigen einfachen Puz. Darauf stieg sie ins Fenster, und vom Fenster hinaus aufs Bänkchen draußen, und vom Bänkchen auf den Erdboden. Zwar das Gebäude hatte eine recht ordentliche Hausthür, aber die war noch verschlossen, und nicht ohne Lärmen zu öffnen.

Und sie ging über den Steg, und blieb wieder unentschlossen

sehen. „Ich komme gewiß zu spät. Er arbeitet ja nur beim Sternenschein, sagt der Vater. Und schon sind alle Sterne vergangen, und die Sonne ist nahe am Aufsteigen. Schon glühen alle Gebüsch von der Morgenröthe. Ich komme zu spät.“ So dachte sie, und beschloß, wieder umzukehren, ging aber doch immer langsam vorwärts vom Ufer der Bärze in den Garten.

„Wenn er aber doch wirklich da wäre! Was würde er dann von mir denken, wenn ich so frühe käme? Müßte er nicht glauben, es wäre nur feinetwillen? Das sollte er nicht glauben. Er könnte, — nein, ich will heimgehen, will den Eimer nehmen, als ginge ich Wasser zu schöpfen, so wird er nicht glauben, ich käme nur feinetwillen.“ So dachte sie, und beschloß, umzukehren; ging aber doch immer langsam vorwärts, dem Born der Garenne entgegen.

Schon hörte sie das Plätschern des Brunnens. Schon sah sie die frisch um den Brunnen gezogenen Gartenbeete durch die Gebüsch. Ja, mit freudigem Schrecken erblickte sie in der Erde vor einem der Beete ein Grabsteint.

„Also gar weit ist er nicht, da sein Werkgeräth noch vorhanden ist. Er selbst aber ist nicht mehr da, sonst könnte ich ihn ja wohl sehen. Vielleicht ging er nur, Blumen auszugraben, um sie noch hierher zu verpflanzen. Ich will mich verbergen; ich will ihn belauschen.“ So dachte Florette, und ging leise, lose durch das bethaute Gras hinter eine hohe, grüne Ulmenwand, durch deren Laub sie unbemerkt Alles, was dem Garenne-Brunnen nahen mochte, bemerken konnte.

Und wie sie da verborgen stand, klopfte ihr Herzchen gewaltig. Denn wenn der Morgenwind leise in den Blättern spielte, glaubte sie, Bewegung eines Kommenden zu sehen. Und wenn ein Vogel durch den hohen Ulmenhag hüpfte und davon flatterte, glaubte sie einen Wandelnden zu vernehmen. Immer aber hatte sie ver-

geblisches Schrecken gehabt. Denn sie sah keinen Kommenden, wie scharf und aufmerksam sie auch mit den Augen umherspähte.

7.

Die Ueberraschung.

Darauf legten sich sanft über ihre Augen zwei Hände und hielten sie zu; aber es waren fremde Hände, nicht ihre eigenen. Das arme Kind erschrak gar sehr. Und eine Stimme flüsterte ihr ins Ohr: „Nun rathe, Florette, wer ist's?“

Sie hatte es wohl errathen. Denn wie sie die fremden Hände, welche von hinten her gekommen waren, von den Augen hinwegziehen wollte, fühlte sie einen Ring am Finger eines Jünglings. Aber sie sagte nicht, was sie dachte, sondern sprach lächelnd: „Ich kenne dich wohl. Du bist Jacqueline; und an diesem Finger ist der Ring, den dir Rubin gegeben.“

„Du irrst dich!“ flüsterte die Stimme wieder hinter ihr: „Und weil du mich nicht erräthst, habe ich das Recht, dich zu strafen.“ Und die Lippen, die das flüsterten, drückten einen Kuß auf Floretten's schönen Nacken. — Die Strafe schien ihr in der That sehr empfindlich zu sein, denn sie wollte sich plötzlich loswinden. Allein sie war so umspinnen, daß sie sich nicht bewegen konnte.

Da sie nun ihre Mühe eitel sah, sprach sie: „Laß mich los, Minette, du böses Mädchen; nun kenne ich dich. Du willst mir den Spasß vergelten, daß ich dir vor drei Wochen plötzlich die Augen verhielt, da du mit deinem Colas eben im besten Gespräch warst.“

„Du irrst dich abermals!“ flüsterte die Stimme wieder, und die Stimme verwandelte sich abermals strafend in drei Küsse auf den sanstgebogenen Nacken.

Florette zuckte bei jedem Kuß und bat um Freiheit, und empfing sie nicht. Es schien ihr aber um die Freiheit doch so Ernst nicht

zu sein; denn warum nannte sie nicht den, den sie wußte? Allein es konnte nun wohl auch großer Eigensinn sein, denn hübsche Mädchen sind zuweilen sehr eigensinnig. Genug, sie reizte zum dritten Mal zur Wiederholung der Strafe, und sagte: „Also ist es denn Niemand anders, als Rosine Baldes, das böseste, muthwilligste Geschöpf der ganzen Stadt und der Nachbarschaft, dem ich gestern Mandeln in die Stube warf durchs offene Fenster, wo es allein saß, und der Himmel weiß, an wen, dachte. Gelt, du erschraust beim Mandelregen, und glaubtest, der Himmel falle ein?“

„Weit vom Ziel!“ flüsterte die Stimme, und nun ließen sich die Küsse im Nacken nicht mehr zählen; sie folgten auf einander, wie der beschriebene Mandelregen. Im Hui aber ließ sich Florette unter den fremden Händen abwärts und entschlüpfte mit dem Köpfchen aus der Gefangenschaft. Sie drehte sich um. Da stand Heinrich. Da stand Florette. Jener lächelte sie stillfelig an. Sie aber hob drohend, doch schamhaft lächelnd den Finger und sagte: „Konnte ich glauben, daß Ihr so unartig wäret? Vor Euch, junger Herr, soll man sich hüten.“

Nun bat er wegen seiner Kühnheit um Verzeihung. Hätte er das auch nicht gethan, so wäre ihm das Verbrechen doch schon vergeben gewesen. Weil er nun aber um Gnade flehte, besann man sich geschwind, daß ihm gar keine Gnade gebühre. Da hätte man hören sollen, wie rührende Worte er sagte, um ihr Herz zu erweichen; da hätte man sehen sollen, wie ernst und finster sie that, und wie sie zur Hälfte von ihm abgewendet nur seitwärts ihm böse Worte schickte. Da hätte man sehen sollen, wie demüthig der Jüngling um einen Schritt näher trat, und wie sie dann wieder um einen Schritt zurück wich; wie er die Hände faltete, als wollte er zu ihr beten; wie sie, das Köpfchen gesenkt, mit den Fingern an den Ulmenblättern des Hages zupfte und die Knospen zerriß. Zuletzt kamen sogar Thränen in Florettens Augen, so tief fühlte sie

sich gekränkt von seiner Verwegenheit, und seine Stimme bebte wehmüthig und schien im Schmerz zu ersticken. Er sprach demungeachtet sehr viel, und sie demungeachtet sehr wenig; that gar nicht, als höre sie ihn; pflückte alles Laub von dem nächsten der Ulmenzweige, und schichtete in ihren Händen die abgerissenen Blätter fest auf einander.

Wie er nun alle Mühe eitel sah, sprach er: „So will ich gehen, wenn dir mein Anblick so mißfällig ist, schöne Florette. So will ich gehen, wenn du so unerbittlich bist und keinen Scherz verzeihen kannst. So will ich gehen und nie wieder vor dein Antlitz kommen. Lebe wohl. Aber laß mich nicht von dir, ohne mir den Trost zu geben, du zürnest nicht. Sprich nur das einzige Wörtchen: ich zürne nicht!“ seufzte er, und fiel vor ihr auf die Knie.

Sie sah durch ihre Thränen gütig lächelnd auf den hübschen, frommen Jüngling nieder, ganz stumm, nur betrachtend. Dann kam ihr der Kniende mit seinen gefalteten Händen gar zu ehrerbietig vor. Sie selbst mußte darüber lachen, nahm ihre beiden Händchen voll Laub, warf ihm die Blätter über den Kopf, daß er ganz bedeckt ward, und sprang laut lachend davon.

Er eilte ihr nach. Nun waren beide wieder lustig. „Jetzt geht mir nur,“ sagte Florette, „Ihr greifet meinem Vater ins Amt, junger Herr, und machet hier einen neuen Garten.“

Er bekannte willig. „Wenn Florette zum Brunnen der Garenne kommt,“ sagte er, „soll sie meiner gedenken, auch wenn sie nicht will. Ich will sie da mit den schönsten Blumen umringen, die ich finden und kaufen kann. Könnte ich dem Himmel alle Freuden abkaufen, ich würde dich damit umringen.“

„Recht gütig!“ antwortete Florette: „Allein, junger Herr, mein Vater ist mit Euch gar nicht zufrieden. Ihr zerstöret ihm den Garten, und versehet die Blumen außer der Zeit, daß sie sterben müssen. Nicht einmal begossen habt Ihr sie.“

„Hätte ich nur ein Gefäß!“

„Das hättet Ihr zwanzig Schritte von hier, dort, wo die Thür am Felsen ist, in der Grotte gefunden, wenn Ihr Euch ein wenig bemüht hättet.“

Damit sprangen beide hin; man fand die Gießkanne. Eins um das Andere begossen beide die Blumen und berathschlagten, wie der Kreis um den Brunnen verschönert werden könne.

So verflog die Zeit, und Florette eilte wieder zum Hause ihres Vaters.

8.

Der Abend.

Der Prinz arbeitete nun auch den Tag über an seiner Gartenanlage. Man ließ ihm die Freude. Lukas half ihm. Florette fehlte nicht, ging ab und zu, gab guten Rath dabei, und begoß das Neugepflanzte am Abend. Sogar die Königin Johanna kam, und sah, was ihr Sohn trieb. Der König von Frankreich fand wenig Geschmack daran, noch minder der Herzog von Guise; desto mehr der Fürst von Bearn selbst.

Er hatte wohl in spätern Tagen mannigfaltigere, glänzendere, üppigere, ruhmreichere Genüsse gehabt; nie aber süßere, als in der Einsamkeit und Ruhe seines vom Zauber der ersten Liebe verklärten Gärtnerlebens. Florette und Heinrich betrachteten sich mit dem unbefangenen Wohlgefallen der Unschuld. Sie spielten mit einander, wie Kinder; waren vertraulich mit einander, wie Bruder und Schwester. Sie genossen der Gegenwart, ohne nach der Zukunft zu fragen, und ihre harmlose Leidenschaft wußte selbst von keinem Ziele. Florette dachte nur nie daran, daß sie den Sohn einer Königin liebgewonnen habe. Sie sah nur den aufblühenden, kräftigen, seelenvollen Jüngling. Er war ihres Gleichen. In

seinem grauen Wamme, in seiner einfachen Tracht, die er gleich andern Leuten des Landes trug, erinnerte nichts an seine Abkunft oder einstige Bestimmung. Heinrich hinwieder bekümmerte sich nicht um die Großen und um die Schönen des Hofes. Neben Floretten war für ihn nichts Anderes schön; neben seiner stillen Lust, sie zu sehen, nichts Anderes groß. Immer ruhte sein Blick auf ihrer feingebildeten Gestalt, während er arbeitete, und da war die Arbeit schlecht und kam nie zu Ende. Aber wer konnte auch ablassen, die Grazie zu bewundern? Jedes Glied ihres Leibes war eine besondere Schönheit; jede ihrer Bewegungen und Wendungen lieblich; jedes ihrer Worte voll unaussprechlicher Kraft.

Eines nur war beiden nicht recht, daß nämlich die Tage im Garten kürzer waren, als die Tage außer dem Garten. Um sie zu verlängern, mußte man gewiß noch den Abend zu Hilfe nehmen. Freilich beim Mond- und Sternenschein war nichts zu arbeiten; aber man konnte doch ruhen, und während der Ruhe freundlich beisammen plaudern und kosen.

„Ich komme noch um neun Uhr nach dem Nachteffen ein wenig zum Brunnen!“ sagte Heinrich leise zu Floretten, indem er neben ihr kniete und pflanzte: „Und du, Florette?“

„Aber dann geht mein Vater schon zu Bette!“ erwiderte sie.

„Und du, Florette?“ flüsterte er wieder, und sah sie mit stehenden Blicken an.

Sie nickte lächelnd mit dem Köpfchen: „Wenn es ein heller, heiterer Abend ist.“

Um neun Uhr war Heinrich beim Garenne-Brunnen. Aber der Himmel hing sehr trübe über ihm. Florette war nicht da. „Wenn es ein heller, heiterer Abend ist!“ sagte sie. Nun wird sie nicht kommen! dachte er. Da rauschte es durch die Gebüsche. Florette kam, den Wassereimer auf dem Kopfe, zum Brunnen. Für die glückliche Liebe ist es immer hell und heiter. Er nahm ihr den

Gimer ab. Er dankte ihr, sagte ihr tausend zärtliche Worte; man vergaß gern, daß der Himmel nicht hell war. Hell war es in beider Brust.

Es fielen einzelne große Regentropfen vom Himmel. Sie empfanden es nicht. Der warme Mairegen durchnäßte sie endlich stärker, und trieb sie in die Flucht zur Felsgrotte hinter dem Garenne-Brunnen. Wohl eine halbe Stunde mußten sie da ausharren. Sie ertrugen den kleinen Unfall ohne Verdruß. Wie der Mond durch die Wolken brach, traten sie hervor, Hand in Hand. Heinrich nahm den gefüllten Wassereimer auf seinen Kopf. Florette ging neben ihm auf seinen Arm gestützt. So kamen sie zum Hause des alten Lukas. Der schloß schon. Heinrich gab den Gimer an Florette, und sie dankte ihm für die Mühe. „Gute Nacht, du süße Florette!“ lächelte er. „Gute Nacht, du lieber Freund!“ lächelte sie.

9.

Das nasse Varet.

Der Abend am Brunnen schien beiden nicht langweilig gewesen zu sein. Heller oder trüber Himmel, sie fehlten von nun an nie um die neunte Stunde dort.

So verflossen vier Wochen des schönsten Frühlings. Alle Abende trug der Prinz den Gimer seiner Geliebten zu ihrem Hause.

Floretten's Vater bemerkte nicht, daß seine Tochter, seit jenem ersten Abend, Lust daran fand, gewöhnlich ihren Gang zum Brunnen so spät zu machen. Hingegen der weise Lagaucherie ward endlich gewahr, daß sein königlicher Zögling regelmäßig zu einer bestimmten Stunde bei eintretender Dunkelheit verschwand, und daß der Obertheil von dessen Varet alle Abend naß war, es mochte der Abend so regenlos sein, als er wollte. Lange konnte er sich

das Räthsel nicht lösen. Der junge Fürst sprach nie von seinem Thun; also mied auch Lagaucherie, ihn zu fragen. Doch kam ihm die Sache gar sonderbar vor, und die benäpfe Kappe des jungen Fürsten erregte seine Neugier.

Diese zu befriedigen, schlich er eines Abends dem Nachtwandler nach. Er folgte ihm in solcher Ferne, daß er von ihm nicht leicht entdeckt werden konnte. Er sah ihn am Born der Garenne, sah dort eine weibliche Gestalt. Beide wurden unsichtbar. Nun war dem Hofmeister ein Theil des Räthsels gelöst. Doch immer blieb noch unerklärlich, warum eben das Varet des Prinzen dabei naß werden müsse. Er hatte schon lange gewartet. Er schlich näher und näher; er hörte ihr Geflüster. Nach einer guten Weile sah er, wie der Fürst von Bearn, einen Eimer Wasser auf dem Kopf, und das Frauenzimmer auf seinen Arm gestützt, den Weg zum Häuschen des Schloßgärtners nahm, dann wie er von da in vollem Sprunge zum Schlosse lief.

Der Mentor schüttelte bedächtig den Kopf. Er vertraute seine Beobachtungen insgeheim der Königin. Die Mutter ward verlegen und zürnend. Sie wollte ihrem Sohne strenge Predigten halten.

„Nein, gnädige Frau,“ sagte der weise Lagaucherie, „durch Predigten tödtet man keine Leidenschaften. Mit Strafen und Verfolgungen erhöht man ihren Reiz; durch Beschränkungen schwellt man den Strom nur gewaltiger. Man besiegt die Versuchung am besten durch Flucht vor derselben. Man vernichtet Leidenschaften, wenn man ihnen die Nahrung entzieht, oder edlere gegen sie erweckt.“

So sprach Lagaucherie. Die Königin verabredete mit ihm die Maßregeln, indem sie ganz seinen Ansichten beistimmte.

Lagaucherie trat folgendes Morgens zum Prinzen, und erinnerte ihn, daß die Welt nun von ihm Thaten verlange; daß er sich zum Herrscher ausbilden möchte; daß er im Kampfe, sei es mit Widerwärtigkeiten des Schicksals, oder mit eigenen Neigungen seines

Gemüths, oder mit Feinden auf dem Schlachtfelde, nur einen Wahlspruch haben könne, der sei der Grundsatz aller Religion und alles Ruhmes und heiße: Siegen oder Sterben.

Nach diesem Eingang kündigte ihm Lagaucherie ganz gleichgültig an, daß die Königin nebst dem Hofe sich des andern Tages auf das Schloß von Pau begeben, daß Heinrich da in seinem Geburtsort nur kurze Zeit bleiben, und dann nach Bayonne reisen werde, um der Zusammenkunft des Königs von Frankreich mit der Königin von Spanien beizuwohnen.

Heinrich hörte schweigend die Mittheilungen seines Lehrers an. Seine Mienen verriethen große Verlegenheit. Lagaucherie sah es wohl, oder stellte sich, als nähme er nicht das Geringste wahr. Er warf unbefangen das Gespräch auf andere Gegenstände, und zerstreute den Prinzen mit allerlei Nachrichten und Erzählungen, so daß dieser kaum Zeit behielt, an das zu denken, was ihn so erschreckt hatte. Die Königin ihrerseits that, wie Lagaucherie. Sie sprach viel von der glänzenden Versammlung zu Bayonne; von den Festen, die dort stattfinden würden; von den berühmten Männern, die Heinrich daselbst sehen würde. Was konnte Heinrich erwidern? Es war für ihn nicht daran zu denken, allein in Nerac zu bleiben. Wie hätte er nur sagen dürfen, warum ihm die Zusammenkunft am Garenne-Brunnen unendlich mehr werth sei, als die königliche zu Bayonne?

10.

Der Abschied.

Mit dem Abendstern am Himmel stand der junge Prinz am Brunnen des Schloßgartens. Florette schwebte herbei. Als er ihr aber die nahe Trennung ankündigte, verging sie fast im Schmerz. Wer könnte ihre Verzweiflung schildern; wer beschreiben, was

Heinrich litt? Einander fest umklammert weinten, beklagten und trösteten sie einander.

„Du verlässest mich nun, Heinrich!“ sagte sie schluchzend: „Nun wirst du mich vergessen. Ich bin allein auf Erden. Nun du, mein süßes Leben, fliehst, bleibt mir nichts als der Tod süß.“

„Aber,“ sprach er, „ich fliehe nicht auf ewig. Ich kehre wieder. Wem gehöre ich, wenn ich nicht dir angehöre? Ich bin ja nicht mein Eigenthum mehr, weil ich nun und ewig das deine bin. Was soll ich denn im Gedächtniß behalten, wenn ich dich vergessen könnte? Du bist ja die Seele meiner schönsten Erinnerungen. Wenn ich dich vergesse, habe ich das Athmen selbst vergessen.“

„O Heinrich, du kehrst nicht wieder; und kehrst du wieder, wirst du Floretten nicht mehr kennen. Ich werde verwelken, wie die Blume ohne den Thau. Du bist meine Sonne; wie soll ich gedeihen, wenn du verschwunden bist?“

„Nein, Florette, du bist glücklicher, denn ich. Dir bleibt noch der Schauplatz unserer Seligkeit, dir dieser Brunnen, dieser Garten. Ich lebe in allen diesen Blumen für dich. Aber morgen, wenn ich dich verloren habe, bin ich aus dem Paradiese gestoßen. Ich bin in einer Wüste, unter tausend Menschen einsam. Darum wird meine Sehnsucht heftiger nach dir zurückstreben. Ach, nur ein einziges Blümchen, das am Fuße dieses Baumes geblüht hat, würde mich in der Ferne entzücken können. Wenn meine Umgebungen mich hassen oder fürchten, werden dich die deinigen lieben! O, wie bist du so schön! Wer sollte dich nicht lieben! Andere werden dich vergöttern. Andere Männer werden dir begegnen, dich anbeten; ach! du wirst Andere lebenswürdiger finden.“

So sprachen sie lange. Thränen, Schwüre, Liebesungen, neue Zweifel, neue Beruhigungen folgten einander, bis die Glocke des Schloßthurms den Prinzen abrief und beide zum Scheiden mahnte.

Da ergriff Florette mit Hestigkeit Heinrichs Hand, drückte sie

er, unweit dem Brunnen, in der Finsterniß etwas Weißes, wie einen Theil ihres Gewandes. Er eilte dahin. Es war ein Blatt Papier, nebst dem Pfeil und der durchbohrten Rose. Das Papier war beschrieben. Die Dunkelheit der Nacht hinderte ihn, es zu lesen.

Erschrocken, unruhig, bewegt, flieht er zum Schlosse zurück und seufzt: „Wie? Sie kommt nicht? Sie sendet mir den Pfeil wieder, weil sie mich nicht mehr liebt?“

„Er las die Schrift — nur die Worte: „Ich habe dir versprochen, du werdest mich an der Quelle finden. Vielleicht gehst du vorbei, ohne mich zu sehen. Suche besser. Du findest mich gewiß. Du liebst mich nicht mehr, darum lebe ich dir nicht mehr. O mein Gott, vergib!“

Heinrich errieth den Sinn der Worte. Der Palast wiederhallte von seinem Rufen. Man läuft auf das Geschrei des Fürsten herbei. Einige Diener mit brennenden Fackeln begleiteten ihn zum Born der Garenne.

Warum die traurige Erzählung verlängern? Der Leichnam des schönen Mädchens ward in dem Weiher gefunden, welchen das Wasser der Quelle bildet. Man begrub sie zwischen zween jungen Bäumen.

Der Schmerz des jungen Fürsten war ohne Grenzen. Heinrich IV ist noch jetzt der Abgott des französischen Volkes. Er verrichtete große Dinge. Er erlebte, gewann und verlor viel. Aber ein Herz gewann er nicht wieder, so rein und lieb und treu, wie Florettens Herz. Und die schmerzliche Erinnerung an diesen Engel verlor er nie.

Das war die erste Liebe Heinrichs IV, das die einzige. So liebte er nie wieder.